

Meine Schulzeit 1926–1934 in der Kemperallee

Maria Platen, geb. Frangen, erinnert sich; vorgelegt von Inge Grosse

Die Schule an der Kemperallee bestand 22 Jahre, als ich, Jahrgang 1920, mit 5 1/2 Jahren Ostern 1926 dort eingeschult wurde. Das ist jetzt 89 Jahre her, eine so lange Zeit, daß ich mich an viele Einzelheiten gar nicht mehr erinnere. Auch Altersgenossen, mit denen ich mich austauschen könnte, sind entweder dazu außerstande oder leben nicht mehr.

Nach eingehender Besinnung sind mir aber doch verschiedene Gegebenheiten und Erlebnisse wieder eingefallen.

Ein Klassenfoto besitze ich leider nicht, aber zum Abschluß der Kindergartenzeit wurde im Frühjahr 1926 eine Aufnahme gemacht, die u. a. meine künftigen Mitschüler und Mitschülerinnen, mich und unsere Betreuerinnen, Schwester Olga und ihre Helferin Katharina Holte, zeigen. Der Kindergarten befand sich dort, wo heute das Schwesternheim an der Hauptstraße liegt.



Alle Kindergartenkinder im Jahre 1926; Foto: Familie Grosse

Außer ein paar Bilderbüchern gab es keine Literatur in meinem Elternhaus. So wurde auch nicht vorgelesen. Ansonsten aber hatte ich als Älteste von sechs Geschwistern beste Voraussetzungen, gut ausgerüstet in die Schule zu kommen. Mein Vater betrieb nämlich nicht nur das Frisörhandwerk, sondern bot in seinem Laden auch Schreibwaren und Schulartikel an. Mir standen gleich mehrere Griffel als Vorrat in dem schmalen Holz-

kasten mit Schiebedeckel zur Verfügung, und nur ich besaß eine klappbare Schiefertafel mit hellem, lackierten Holzrahmen, worauf ich natürlich sehr stolz war. Mutter hatte eine Kordel gehäkelt, an der zwei Läppchen befestigt wurden, eines aus Stoff genäht, das andere gehäkelt. Die Kordel wurde durch ein Loch im Holzrahmen der Tafel befestigt, so daß die Läppchen zum Reinigen griffbereit waren. Auf dem Schulweg baumelten sie lustig seitwärts aus dem Tornister. Am Samstag wurden die Läppchen stets gewechselt, denn Sauberkeit war höchstes Gebot.

Der lederne Mädchentornister, der im Gegensatz zu den Modellen für Jungen nur einen kurzen Deckel hatte, wurde für mich neu angeschafft, so wie alle weiteren Schulsachen, die ich dann später an meine jüngeren Geschwister „vererbte“. Die Sattlerei Hannen fertigte nicht nur Tornister an, sondern übernahm auch Reparaturen

und erneuerte z. B. die Riemen. Das Innenleben des Tornisters bestand aus zwei Fächern, in die neben Tafel und Griffelkasten ein Lese- und später ein Rechenbuch, aber auch die Bibel und der Katechismus einsortiert wurden. Ob wir eine Bibel zum Lesenlernen hatten? Das weiß ich nicht mehr. Wichtig war das tägliche Schulfrühstück, das aus einem in Pergamentpapier eingewickelten Butterbrot bestand.

An den Tag der Einschulung habe ich keine besondere Erinnerung, weiß aber, daß mein „Einschulungsfoto“ erst ein Jahr später, also 1927 aufgenommen wurde. Dafür mußte ein Fotograf aus Krefeld bestellt werden, was Privatangelegenheit der einzelnen Familie war. An einen eigenen Fotoapparat war gar nicht zu denken, und Fotografen gab es nicht auf dem Dorf.

Das beigefügte Bild wurde im Eingangsbereich der Seitentür zum Schulhof aufgenommen, wie unschwer zu erkennen ist.



Maria Frangen, 1927; Foto: Familie Grosse

An sechs Tagen lief der Unterricht anfangs von 8-10 Uhr, im dritten und vierten Schuljahr von 8 bis 12 Uhr, unterbrochen von einer kurzen Pause um 9 und einer längeren um 10 Uhr. Im 7. und 8. Schuljahr gingen wir dann auch noch von Montag bis Freitag am Nachmittag von 14-16 Uhr in die Schule.

Die Klassenräume schmückte lediglich jeweils ein Kruzifix, sonst waren die Wände kahl. Auch Gardinen gab es nicht. Erst gegen Ende der Schulzeit standen auf den Fensterbrettern einige Topfpflanzen, die wir Schülerinnen über die Ferien bei uns zu Hause pflegen mußten.

Mittig vorne im Klassenraum befand sich das Katheder (Lehrerpult), aber die Lehrer hielten sich meistens vor der ersten Bank auf. Zwei Bankreihen waren hintereinander angeordnet. Es gab

nur Sitzflächen, keine Lehnen. Jede Bank bot vier Schülern Platz. Die Tornister wurden in den Fächern unter der Tischfläche verstaut.

In der linken Bankreihe saßen die Mädchen, in der rechten die Jungen, bis ab dem 6. Schuljahr die Geschlechter ganz getrennt voneinander unterrichtet wurden. Erst im 8. Schuljahr genossen wir den Luxus größerer Bänke mit aufklappbaren Deckeln. Ich meine, wir saßen mit 30-35 Kindern in einer Klasse.

Neben Lesen, Schreiben und Rechnen erinnere ich mich an die Fächer Religiöse Erziehung, Musik, Zeichnen, Turnen und Weibliche Handarbeiten. Hier stellten wir ein Mustertuch mit verschiedenen Nähten und Säumen her. Ein geflochtenes Handarbeitskörbchen diente zum Transport.

Meine Freundin Elisabeth, wohnhaft im gleichen Haus wie ich, war meine Sitznachbarin. Im dritten Schuljahr bekamen wir einen neuen Mitschüler aus Berlin. Paul Füssel hieß er und sollte auf Geheiß der Lehrerin etwas vorsingen. Ungehemmt schmetterte er „Fritze Bolle wollte angeln, doch die Angel fiel ihm rin“ in die Klasse. Das mochte ich gut leiden, denn ich selbst traute mich nur schwer, etwas in der Gemeinschaft vorzutragen. Bis zur 4. Klasse hatten wir eine einzige evangelische Schülerin in unserer Mitte, ich weiß aber nicht mehr, wie es ihr bei uns als „Außenseiterin“ ergangen ist. Jedenfalls wechselte sie ab dem 5. Schuljahr auf eine höhere Schule in Krefeld.

Während ich über meine Klassenkameraden wenig erzählen kann, erinnere ich mich noch sehr genau an die Lehrpersonen. Es gibt aber Vorkommnisse, über die besser auch weiterhin der „Mantel des Schweigens“ ausgebreitet bleiben soll.

Zwischen den Lehrerinnen bzw. Lehrern und mir gab es nie ein persönliches Gespräch. Für mich waren es einfach nur Respektspersonen. Fräulein van Elm, von kleiner, schmaler Statur, erschien stets schwarz gekleidet. Damals kam sie mir wie 70 vor. Sie erteilte u. a. Musik. Ein Lied habe ich mir besonders gemerkt:

„Hab` oft im Kreise der Lieben
im duftigen Grase geruht
und mir ein Liedchen gesungen,
und alles war hübsch und gut“.

Den Refrain veränderte Fräulein van Elm in alles, alles, alles wird wieder gut, was mir, die ich sonst gerne sang, übertrieben vorkam und deshalb mißfiel.

Auch Fräulein Katharina Schönen habe ich noch bildhaft vor Augen: Ihr dunkles Haar hatte sie zu einem dicken Zopf geflochten und um den Kopf gewunden. Sie trug hochgeschlossene, lange, dunkelblaue Kleider.

Bei Fräulein Lennertz hatten wir Zeichnen. Sie schmückte sich gerne mit Hütchen und trug eine Jacke mit Nerzpelzchen. Leider konnte sie sich bei uns Kindern so gar nicht durchsetzen, weshalb sie mir oft leid tat.

Rektor Altmeier verhielt sich unserer Familie gegenüber sehr großzügig. Wenn meine Mutter krank war, was öfter vorkam, durfte ich als Älteste zu Hause bleiben und mich um Geschwister und Haushalt kümmern. So versäumte ich z. B. ganz und gar die Zinsrechnung, die nachzuholen nicht möglich war.

Im 8. Schuljahr, also 1934, ließ ich mir die Zöpfe abschneiden. Es mißfiel der Lehrerin Fräulein van Elm, bei der ich bis dahin immer gut angesehen gewesen war, so sehr, daß sie mir mit dem Zeigestock durch's Haar fuhr und erobst fragte: „Mußt Du Deine Tolle so im Gesicht hängen haben?“

Ansonsten aber eckte ich in meiner Schulzeit nicht an. Dazu war ich viel zu vorsichtig und zurückhaltend. Ich machte meine Schulaufgaben stets sorgfältig und vollständig. Außerdem achtete ich auf saubere Schrift. So vermied ich Strafen, die z. B. darin bestanden, wegen Störens im Unterricht 10 Minuten neben der Tafel stehen zu müssen. Jungen bekamen schon mal mit dem Rohrstock Schläge auf die Handinnenflächen, was mich furchtbar mitnahm. In meiner gesamten Schulzeit erlebte ich aber nicht, daß jemals ein Mädchen geschlagen wurde. Fleißkärtchen oder andere Belohnungen sind mir nicht erinnerlich.

Unvergessen ist mir auch Dechant Gonella geblieben, zu dem wir jeden Dienstag und Freitag um 7 Uhr früh in die Schulmesse gehen mußten. „Stellt Euch vor, wie weh es tut, wenn Ihr Euch den Finger verbrennt. Wie schlimm muß es dann erst in der Hölle sein,“ bedrohte er uns.

Das Zweitschönste an der Schule waren – wen wundert's – die Pausen. Zuerst wurde aus großen Milchkannen Milch in Becher geschöpft. Natürlich mußte diese Milchspeisung bezahlt werden. So bekam ich wöchentlich das Geld dafür mit, verschenkte aber immer meine Milch, da ich sie nicht mochte, an eine Mitschülerin. Das Butterbrot wurde auf dem Schulhof verzehrt. Er grenzte an einen Obstgarten, der sich von der Teloy-Mühle bis zur Kemperallee erstreckte. Mittendrin stand damals ein langes, niedriges Gebäude, das die alten Schwestern van Dawen bewohnten.

Hinter dem Schulgebäude befanden sich fünf oder sechs Plumpsklos, an die sich ein Abfallhaufen anschloß. Diese Aborte waren in einem so katastrophalen Zustand, dass ich es vorzog, heimlich durch ein Törchen in der Mauer zu Simons' Garten zu verschwinden und mit Erlaubnis dieser Nachbarn mein Elternhaus gegenüber auf der Kaiserswerther Straße anzusteuern, um unser eigenes Plumpsklo zu benutzen. Ich wurde nie erwischt, da ich diesen Weg nur selten und in der allergrößten Not nahm.

Auf dem Schulhof spielten Jungen und Mädchen für sich. Kreisspiele mit Gesang, Nachlaufen und das Tauschen von Glanzbildern als Höhepunkt im 3./4. Schuljahr waren bei den Mädchen sehr beliebt. Mein Vater verkaufte übrigens solche Glanzbilderbogen. Wir Mädchen falteten Taschen aus Papier, worin wir die Bildchen sammelten. Das war auch die hohe Zeit der Poesiealben. Meins hatte irgendwann einen Tintenfleck abbekommen, der mit weißem Papier überklebt wurde. Wir schrieben ab dem 4. Schuljahr bei Lehrer Moubauer mit Feder und Tinte ausschließlich in Sütterlin. Die lateinische Schrift brachte ich mir Jahre später selbst bei.

Ein Eintrag in meinem Poesiealbum lautete übrigens:

Wenn ich einst gestorben bin,
geh' zu meinem Grabe hin.
Schreibe leise in den Sand,
diese hab' ich auch gekannt.

An zwei Ereignisse erinnere ich mich lebhaft: Wir hatten uns auf dem Schulhof eine Schneeballschlacht geliefert, was Fräulein van Elm gar nicht gefiel. Anschließend waren wir so triefnaß, daß unsere Lehrerin uns eine heftige Strafpredigt hielt.

Das andere Ereignis war ein Klassenausflug zum Baggerloch „In der Elt“ hinter Ossum, auf Linn zu. Wir stopften die Röcke in unsere Schlüpfers und wateten mit bis zu den Knien nackten Beinen durch's Wasser. Damit war die Grenze der Schicklichkeit erreicht. So durften wir im Sommer auch nicht mit ärmellosen Kleidern zur Schule kommen. Eine Mitschülerin war in Kniestrümpfen erschienen und sollte deshalb nicht mitturnen. Das Mädchen wußte sich aber zu helfen, indem es seine Unterhosen, an den Beinen mit Gummiband versehen, über die Knie zog. So waren sie bedeckt und der Moral Genüge getan. Turnzeug war nicht üblich, wir spielten sowieso nur Völkerball und Hetzjagd auf dem Schulhof, denn es existierte noch keine Turnhalle.

Die kleineren Mädchen hatten etwas kürzere Kleidchen an und bis zum 4./5. Schuljahr darüber volle Schürzen, alles von einer Schneiderin genäht. Die Jüngeren durften im Sommer auch Söckchen tragen. Die älteren Schülerinnen trugen damals Kleider, die bis zu den Waden reichten. Im Winter hatten wir als Unterwäsche innen angegraute rosa Schlüpfers mit Bein und Leibchen mit langen Strickstrümpfen an.

Nach der Schule und den Hausaufgaben spielten wir Kinder hauptsächlich draußen auf der Straße, auch hier nach Jungen und Mädchen getrennt. Die Jungen sagten: „Mer jonnt dötze.“ Im Gegensatz zu uns Mädchen hatten sie größere und schwerere Murmeln, die Kadedche genannt wurden. In der Straßenrinne warf einer eine Murmel vor, und die Mitspieler versuchten sie abzutreffen.

Wir Mädchen präparierten Schuhkartons ohne Deckel so, daß an einer Stirnseite vier unterschiedlich große, rechteckige Öffnungen eingeschnitten waren. Der Karton mit den Toren wurde auf den Boden gestellt, und nun wurde aus einer Entfernung von ca.1,5 m mit einer Murmel auf die Löcher gezielt. Traf man durch die kleinste Öffnung, mußte die Eigentümerin des Kartons 4 Murmeln „ausbezahlen“. Bei Treffern auf die jeweils größeren Tore reduzierte sich der Gewinn. Alle Murmeln, die das Ziel nicht erreicht hatten, kassierte die Kartonbesitzerin ein. Natürlich verkaufte mein Vater auch Murmeln.

Das Schönste an der Schule waren die Ferien. In der Sommerpause brachte mein Vater mich mit dem Zug zur Großmutter mütterlicherseits nach Bielefeld, wo ich auch noch Tanten und Kusinen traf. Das Privileg dieser Ferienreisen brachte mit sich, daß bis heute zumindest telefonischer Kontakt zu den westfälischen Kusinen besteht.

Wenn ich nun abschließend auf meine Schulzeit zurückblicke, so sehe ich mich als durchschnittliche Schülerin, die jedes Aufsehen vermied und froh war, als die Schulzeit Ostern 1934 sang- und klanglos zu Ende ging. Jedenfalls kann ich mich an keine besondere Abschlußfeier erinnern.

Ich bewahrte meine alten Schulsachen in unserem Kinderzimmer auf, das gegen Ende des 2. Weltkrieges durch Granatsplitter völlig zerstört wurde. So ging bis auf meine Erinnerungen und ein paar Fotos alles verloren.

Aufgezeichnet von Inge Grosse
Dezember 2014



Die Pastor-Jacobs-Schule, 2015; Foto: Helga Ebner